

Veränderte Lebensformen in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter

Leithäuser, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Leithäuser, T. (1997). Veränderte Lebensformen in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter. *Journal für Psychologie*, 5(4), 3-26. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29044>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

VERÄNDERTE LEBENSFORMEN IN KINDHEIT, JUGEND UND ERWACHSENENALTER

Kindheit in stabilen und instabilen Beziehungswelten

Thomas Leithäuser

Zusammenfassung

Von Beziehungswelten ist in der Entwicklungspsychologie bisher vergleichsweise wenig die Rede. Es wird in diesem Beitrag gezeigt, wie der Begriff Beziehungswelt in die Diskussion um die Entwicklungspsychologie von Daniel Stern eingeführt werden kann. Dazu werden Fallvignetten aus der schönen Literatur herangezogen. Beziehungswelten organisieren sich um frühe Affektabstimmungen zwischen Mutter und Kind und bauen auf Interaktionsformen der Mutter-Kind-Dyade auf. Sie entfalten sich zu kindlichen Lebenswelten, in denen Gesellschaft durch Tausch, Geld und Zeitabstimmungen mit Spielgefährten und -gefährten strukturbildend wird. Mit dem Begriff Beziehungswelt lassen sich Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und der Sozialforschung zusammenführen.

Kinder leben in Beziehungswelten. Sie sind auf sie angewiesen, werden von den Erwachsenen in sie hineingeholt, beeinflussen sie, konstituieren sie mit, entwickeln sie mit, entwickeln sich in ihnen. Emotionale, kognitive, soziale, abhängige und unabhängige, formelle und informelle Beziehungen sind in der kindlichen Perspektive zunächst nicht oder wenig voneinander geschieden. Solche Unterscheidungen bringen vielmehr die Erwachsenen - meist wenig reflektiert und fast selbstverständlich - in die kindliche Beziehungswelt ein. Das gebiert einen Berg von Mißverständnissen jeglicher Art - produktive und destruktive. Selbstverständliches, Einverständliches, Gemeinsames und Getrenntes stellen sich in einer gemeinsamen Beziehungswelt erst her. In einem praktischen Prozeß vielfältiger Interaktionen einigen sich Kinder und Erwachsene häufig in einer nicht bewußten Weise auf die Gestalt der Beziehungen, auf

ihr äußeres und inneres Zusammenhalten, auf Bezirke intensiver Bindungen, auf die sie vertrauen können, auf die sich vertraut werden kann, auf Bezirke lockerer Bindungen, die man eingehen, die man aber auch wieder aufgeben kann. Es entstehen so komplexe Beziehungsmuster, »Interaktionsformen«, wie sie der Psychoanalytiker und Sozialisationsforscher Alfred Lorenzer (1972, 23) genannt hat. Nach Lorenzer entwickeln sich Interaktionsformen - zunächst in der Beziehung von Mutter und Kind - von Geburt an (partiell auch pränatal) als widersprüchlicher und konfliktreicher Prozeß der praktischen Einigung auf Konsense und Dissense, auf Übereinstimmung und Widerstreit und ihre ambivalenten Mischungsverhältnisse.

Beziehungen gibt es nicht nur zwischen Menschen, zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Kindern untereinander; es gibt sie auch zu Dingen, zu Aggregationen von Dingen, zu Umwelten und ihren Figurationen. Beziehungswelten haben Prozeßeigenschaften. Sie entwickeln sich in Raum und Zeit. Sie differenzieren sich nach Menschen, Tieren und Dingen. Ihre Muster, die Interaktionsformen, sind in Raum und Zeit nicht notwendig invariant. Sie finden in stabilen und instabilen Beziehungen ihren Ausdruck als Ergebnisse von Herstellungs- und Bildungsprozessen. Die Entwicklungen von Beziehungswelten sind nicht eindimensional, an einem Entwicklungsstrahl orientiert. Sie sind sowohl progressiv im Sinne einer immer komplexer werdenden Ausdifferenzierung der Beziehungen zwischen Menschen und Dingen - im emotionalen wie im kognitiven Bezug - als auch regressiv im Sinne einer emotionalen und kognitiven Entdifferenzierung (Entsublimierung).

Das Unterscheidenkönnen zwischen lebendigen und toten Dingen läßt sich als progressive Differenzierung in der kindlichen Beziehungswelt beschreiben. So konnte Jean Piaget (1980, 145) in seiner Untersuchung über »Das Weltbild des Kindes« »magische Praktiken« und »animistisches Bewußtsein« beschreiben, die als Vorstadien der Unterscheidung von lebendigen und toten Dingen zu fassen sind.

Freuds Analyse des kindlichen »Garnrollenspiels«, die Differenzierung in Fort und Da, in Abwesenheit und Anwesenheit der Mutter; David Winnicotts Konzepte des »Übergangsobjekts« und des »intermediären Raums« (1973, 10), die den Dingbezug in frühen Entwicklungsphasen der Beziehungswelt emotional an die Mutter gebunden beschreiben und analysieren, zeigen andere Formen der Ausgestaltung der frühkindlichen Beziehungswelt. Der Begriff der Beziehungswelt läßt sich als ein Teilbereich des Lebensweltbegriffes auffassen. Der Lebensweltbegriff ist insofern der umfassendere, als in ihm und zu ihm Arbeit, Politik, Ökonomie und gesellschaftliche Verhältnisse in Beziehung gesetzt werden müssen. In die frühe Welt des Kindes dringt Gesellschaft wesentlich nur vermittelt über die Bezugspersonen ein. Lorenzer hat den Einfluß der Arbeit auf die frühe Sozialisation des Kindes an den Arbeitsroutinen der Mutter aufzuzeigen versucht. In ihren Verhaltensweisen dem Kind gegenüber schleichen sich wie selbstverständlich in der Berufsausbildung angeeignete Arbeitstechniken ein und werden Bestandteil der mit dem Kind gemeinsam hergestellten Interaktionsformen, regulieren die Beziehungen in der Mutter-Kind-Dyade mit. Die frühe Sozialisation ist so gesehen schon ein Teil einer umfassenderen Vergesellschaftung.

KINDLICHE BEZIEHUNGSWELTEN IN DER SCHÖNEN LITERATUR

Warum kann man von einer Welt der Beziehungen sprechen? Es geht darum, auszudrücken, daß Beziehungen nicht nur in

einem äußerlichen, sondern auch in einem inneren Zusammenhang stehen - sei er aktuell oder virtuell. Beziehungen sind nicht einfach nur nebeneinanderliegend und zerstreut; sie konstituieren eine Welt, einen Erlebnis-, Erfahrungs-, eben einen Beziehungshorizont, in dem sie sich verbinden. Welt faßt Fühlen, Denken und Handeln, sich auf Menschen, Tiere und Dinge beziehen in ein sich differenzierendes Ganzes zusammen und verleiht ihm eine eigentümliche horizontbegrenzte und -begrenzende Gestalt. In der Beziehungswelt verbinden sich Gefühle mit der Wahrnehmung. Hier entstehen der warme Blick, der sehnsüchtige Blick, der kalte Blick, der neugierige Blick, der fremde Blick, der abenteuernde Blick. Freundliche Nähen, friedliche Weiten balancieren sich mit bedrohlichen Nähen und chaotischen Fernen, Verwandtes mit Unverwandtem. Der fernen Glanz der Dinge, sehnsüchtig herbeigewünscht, verleiht ihnen eine Aura, eine nahe Unnahbarkeit. Derart gestaltet sich die ästhetische Seite der Beziehungswelt, die künstlerische Phantasie.

Im philosophierenden Rückblick stellt Walter Benjamin ein Bruchstück kindlicher Beziehungswelt vor: Die kindliche Glückseligkeit innerer Gemeinschaft mit der Mutter, die sich in Erwartung auf ihren abendlichen Besuch, in der unmittelbaren Umgebung des Kindes, in den Gegenständen, die ihm vertraut sind, widerspiegeln, ihre Anwesenheit als Abwesende. Der Zeitpunkt ihrer Ankunft rückt näher und intensiviert die Glückserfahrung, die sich an die umgebenden Dinge heftet, zur Eigenschaft der Dinge selbst gerinnt, sie mit einer glückversprechenden und glückerhaltenden Aura ausstattet:

»... je näher der Abend rückte, desto mehr umflorte sich das Selige, Leuchtende, das er um Mittag versprochen hatte. Und wenn dann meine Mutter, trotzdem sie im Hause blieb, nur flüchtig kam, um mir Gute Nacht zu sagen, fühlte ich verdoppelt, weich Geschenk sie sonst mir um die Zeit aufs

Deckbett legte: Das Wissen um die Stunden, die für sie der Tag noch hatte, und die ich getrost, wie einst die Puppe, in den Schlummer mitnahm. Es waren diese Stunden, die mir heimlich und ohne daß sie es wußte, in die Falten der Decke fielen, die sie mir zurechtzog, und eben diese Stunden, welche selbst an Abenden, da sie im Fortgehen war, mich trösteten, wenn sie in der Gestalt der schwarzen Spitzen ihres Kopftuches, das sie schon umgenommen hatte, mich berührten. Ich liebte diese Nähe, und was sie an Duft mir zugab; jede Spanne Zeit, die ich im Schatten dieses Kopftuchs und in Nachbarschaft des gelben Steins gewann, beglückte mich mehr als die Knallbonbons, die mir im Kuß für morgen früh von ihr versprochen wurden« (1980, 266).

Die in die Falten der Dinge verwahrten Glücksbeziehungen, unverwandte, geronnene Glückszeit, bilden die Aura der Dinge in der Beziehungswelt, deren verwandte Unverwandtheit sie in der erwachsenen Lebenswelt überdauern läßt. Puppe, Deckbett und Kopftuch sind solche Dinge. Sie tragen die Spuren für die Erinnerung, Wiedergewinnung und mögliches neues Erleben in der Erwachsenenwelt. So birgt die Aura der Dinge auch ein utopisches Versprechen. Nicht alle Vergangenheit ist unwiederbringlich. Das Glück lebt in seiner Wiederholung. Für diese wird es aufbewahrt, versteckt in die Falten der Dinge für glückliche Augenblicke.

Denn es handelt sich um Augenblicke in einer höchst fragilen Beziehungswelt mit ihren Geheimnissen und Unerlaubtheiten, die gegenüber dem normierten und kodifizierten öffentlichen Alltag abgeschirmt und geschützt werden müssen. Im grellen Licht des Alltags läßt sich ein Glücksaugenblick erlauern, erhaschen, verschleppen und einsperren. Der Erfolg ist ungewiß. Das beschreibt Marcel Proust in seinem großen Roman »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«. Die verlorene Zeit ist Beziehungszeit, für deren Gewinnung man Listen erfinden

muß, eine Zeit, die man abluhsen und sich bei Versagungen gegenwärtigen muß. Auch das schreibt sich dann in die Dinge ein, heftet sich an ihren Geruch und an Geschmacksempfindungen, Spuren diesmal leidvoller Erinnerungen. Gleichwohl muß der Versuch gemacht, das Risiko eingegangen, die Glücksbeute erlauert werden. Es gibt günstige Augenblicke, so scheint es:

»Daher nahm ich mir auch vor, bereits im Eßzimmer gleich zu Beginn der Mahlzeit, sobald der Augenblick näher kam, im voraus aus diesem so kurzen und flüchtigen Kuß alles zu machen, was ich für mich alleine daraus machen konnte, mit dem Blick bereits die Stelle der Wange auszuwählen, die ich küssen würde, meine Gedanken so darauf vorzubereiten, daß ich nach dieser im Geiste bereits vollzogenen Einleitung des Kusses jede Minute, die Mama mir schenken würde, darauf verwenden könne, ihre Wange an meinen Lippen zu spüren. (...) Aber sieh da! Kurz bevor zum Essen geläutet wurde, sagte mein Großvater in unbedaufter Roheit: 'Der Kleine sieht müde aus, er sollte schlafen gehen. Wir essen übrigens spät heute abend'. Und mein Vater, der nicht so gewissenhaft wie meine Großmutter und Mutter auf Vertragstreue hielt, erklärte: 'Ja, los, geh schlafen'. Ich wollte Mama einen Kuß geben, aber in diesem Augenblick rief die Glocke zu Tisch. 'Aber geh, laß deine Mutter in Ruhe, ihr habt euch jetzt genug Gute Nacht gesagt, diese Kundgebungen sind ja lächerlich. Los spring!' Und ich mußte ohne Wegzehrung fort. Jede Stufe der Treppe mußte ich, wie der Volksmund in Frankreich sagt, 'à contrecœur' hinaufsteigen, d.h. ich stieg in der Gegenrichtung zu meinem Herzen, das zu meiner Mutter zurückkehren wollte, weil sie ihm nicht durch ihren Kuß Urlaub erteilt hatte, mir zu folgen. Diese verhaßte Treppe, die ich immer so niedergeschlagen betrat, strömte einen Geruch von Bohnerwachs aus, der in gewisser Weise diese spezielle

Art von allabendlichem Kummer in sich aufgeschluckt und fixiert hatte und ihn dadurch für mein Empfinden vielleicht noch quälender machte, da an seiner geruchsverhaftenden Gestalt mein Geist keinen Teil mehr hatte« (1964, 40f.).

Auch in dieser Szene einer entfalteten Beziehungswelt geht es um das Festhalten inniger Gemeinschaft von Kind und Mutter. Der Gute-Nacht-Kuß, ein Siegel dieser innigen Verbindung, bedarf der allabendlichen rituellen Wiederholung, das körperliche Spüren von Lippen und Wange als Versicherung des Miteinanderseins in nächtlicher Getrenntheit. Eine unverständige Roheit sind in der Tat die großväterlichen und väterlichen Abfertigungen der rituellen »Kundgebungen«, die die unverbrüchliche Kind-Mutter-Beziehung verbürgen sollen. Großmütterliche und mütterliche »Vertragstreue«, die Versprechungen, Versicherungen und Tröstungen, das Ritual werde stattfinden, gelten nichts. Der Kleine wird abgehängt. Die »unbewußte Roheit« der Triangulierung kennt keine Nachsicht. Ungetröstet, »ohne Wegzehrung« wird er weggeschickt, verlassen und muß einsam sich von der geliebten Mutter entfernen. Das schreibt sich in die Dinge dieses Weges fest, das versiegelt in ihnen den Kummer der Verlassenheit. Das macht die Treppe verhaßt und fixiert den Kummer im Geruch des Bohnerwaxes. Die Dinge werden zu Mahnmalen zugefügten Leides, das sich wie die Glückserfahrung in den »Falten« der Dinge aufbewahrt, eine Spur in den Dingen erzeugt, auf der neue aktuelle Leiderfahrungen fortrollen. Die Dinge der Beziehungswelt haben es in sich, Beziehungsstoff, Glücks- und Leidensstoff, durch »Kindheitsmuster« geprägt.

Die in den frühen Beziehungswelten eingebundenen Glücks- und Leiderfahrungen sind beharrlich; sie verlieren sich nicht einfach in der vorandrängenden Zeit, wehren sich gegen ihr Vergessen, drängen auf Wieder-

holung in anderen und späteren Lebensphasen. Das macht ihre Erinnerung möglich und ruft zugleich jene Mächte auf den Plan, die von Anfang an mit jenen »lächerlichen Kundgebungen« inniger Kind-Mutter-Gemeinsamkeit unzufrieden und nicht einverstanden schienen. In der Lebenswelt der Erwachsenen, der Erwachsenenwelt, hat die kindliche Bedürftigkeit, die nach Befriedigung und Beruhigung in fest vereinbarten Ritualen verlangt, wenig Platz, kann nur auf wenig Nachsicht und Geduld rechnen. Mit Verletzung der »Vertragstreue«, mit Vertragsbrüchen muß tagtäglich gerechnet werden. Mit vorbeugenden Maßnahmen und Listen muß man sich präventiv darauf einstellen. Nicht nur haben Großväter und Väter wenig Verständnis; auch die Großmütter und Mütter sind wankelmütig. Frühzeitig entwickelt die Beziehungswelt sich zu einer komplizierten »Mikropolitik« in der Familie, ein komplexes Versagungs- und Befriedigungsspiel: Was darf nicht sein, was darf sein, was ist offiziell verboten und wird doch inoffiziell gewährt, wie lange werden Grenzüberschreitungen geduldet und wann ist es endlich genug, wann darf man ausnahmsweise am Abend länger aufbleiben und wann heißt es unerbittlich: Ab ins Bett! Wann darf man innig nahe sein und wann wird die Distanz geboten?

In Beziehungswelten geht es in sich wiederholenden Spielen und Kämpfen um Ausdehnungen und Einschränkungen ihrer Horizonte und Regeln. Spiel- und Kampfpositionen werden wechselnd eingenommen, zunächst von den Familienmitgliedern, später von den Spielgefährtinnen und -gefährten, von den Freundinnen und Freunden. So sind Beziehungswelten praktische Welten, Spielwelten, die sich in Variationen wiederholen, mal einfach, mal komplexer. Solche Wiederholungen sind einprägend. Sie werden zum Stoff der Erinnerung, praktischer Zeitstoff, der nach Wiederholung, nach Wiederbelebung drängt, nach dem die Erinnerung sucht, so bei Walter Benjamin,

bei Marcel Proust, so auch bei Christa Wolf in ihrem Roman »Kindheitsmuster«:

»Da hättest du es also. Es bewegt sich, geht, liegt, sitzt, ißt, schläft, trinkt. Es kann lachen und weinen, Sandkuchen bauen, Märchen anhören, mit Puppen spielen, sich fürchten, glücklich sein, Mama und Papa sagen, lieben und hassen und zum lieben Gott beten. Und das alles täuschend echt. Bis ihm ein falscher Zungenschlag unterliefe, eine altkluge Bemerkung, weniger noch: Ein Gedanke, eine Geste, und die Nachahmung entlarvt wäre, auf die du dich beinahe eingelassen hättest. Weil es schwerfällt zuzugeben, daß jenes Kind da - dreijährig, schutzlos, allein - unerreichbar ist. Nicht nur trennen dich von ihm die 40 Jahre; nicht nur behindert dich die Unzuverlässigkeit deines Gedächtnisses, das nach dem Inselprinzip arbeitet und dessen Auftrag lautet: Vergessen! Verfälschen! Das Kind ist ja auch von dir verlassen worden. Zuerst von den andern, gut. Dann aber auch von dem Erwachsenen, der aus ihm ausschlüpfte und es fertigbrachte, ihm nach und nach alles anzutun, was Erwachsene Kindern anzutun pflegen: Er hat es hinter sich gelassen, beiseite geschoben, hat es vergessen, verdrängt, verleugnet, umgemodelt, verfälscht, verzärtelt und vernachlässigt, hat sich seiner geschämt und sich seiner gerühmt, hat es falsch geliebt und hat es falsch gehaßt. Jetzt, obwohl es unmöglich ist, will er es kennenlernen« (1979, 12).

Ist es unmöglich, das Kind, das man einmal gewesen ist, kennenzulernen? Was daran ist unmöglich? Wenn man etwa im Alter von 43 Jahren wieder genau das sein möchte, was man mit drei Jahren war, ist das gewiß unmöglich - jedenfalls als unmittelbare Identifikation. Doch die Erinnerung macht, wenn nicht alles, so doch vieles möglich.

Das Kampfspiel zwischen der Insistenz des Glückserlebnisses, der Glückserwartung und den Versagungen, das sich in der kind-

lichen Beziehungswelt in immer wieder neu verteilten Rollen inszeniert und reinszeniert, setzt sich fort im Erinnerungsprozeß der kindlichen Entwicklung zum Jugendlichen und Erwachsenen. Aus der hauptsächlich äußeren familialen Beziehungswelt wird eine innere, die sich schrittweise und zumindest teilweise, wenn denn eine psychische Entwicklung in Richtung Unabhängigkeit und Autonomie, wie partiell auch immer, gelingen kann, von dem familialen Beziehungsspiel emanzipiert. In diesem Spiel des Gewährens, Befriedigens und Versagens besetzt die Familie: die Eltern, Geschwister, Großeltern, Tanten, Onkel, Cousinen, Cousin und weitere Verwandten, sofern es die in der heutigen Gesellschaft noch gibt, das Beziehungsterrain. Zuwendung und Abwendung, Liebe und Haß, Hilfe, Beistand und Verbote, Bestrafung regulieren sich zunächst in kleineren oder größeren familialen Ansammlungen. Der dornige Weg in die Unabhängigkeit von solchen an äußere Personen gebundene Beziehungen geht durch ihre Interiorisierung. Die äußeren Beziehungen werden zu eigen gemacht, ein Stück weit den familialen Personen abgekoppelt, entpersonalisiert, zu inneren Regulationen befestigt. Die Modi des Vergessens, Verfälschens, des Hintersichlassens, Beiseiteschiebens und Verlassens, Verleugnens, Ummodellens, Verzärtelns und Vernachlässigens gehen auf das Selbst sich selbst gegenüber über. Man tut sich selbst an, was Erwachsene im Guten wie im Schlechten Kindern anzutun pflegen. Die familialen Beziehungsszenen verdichten sich zu inneren Beziehungswelten, das sind Bilder und Vorstellungen, Sehbilder und Klangbilder, Muster des Schmeckens, Tastens, Spürens und in letzter Instanz Verdichtungen, Gedanken und Begriffe, die sich wiederum in Worten und Sätzen, Sprechen und Schreiben, Singen, Musizieren und Tanzen materialisieren können.

Die inneren Beziehungswelten ermöglichen Selbstobjektivierungen; sie ermöglichen die

Distanz eines Selbst zu sich selbst in sozialen Kontexten und werden damit zur Voraussetzung, sich aus äußeren Abhängigkeiten und Zwängen zumindest partiell zu lösen. Beziehungswelten sind zunächst einmal Welten voller Abhängigkeiten und Unselbständigkeiten. Der Wunsch und die Herstellung von Unabhängigkeiten und Autonomie führen zu einer paradoxen Dialektik: Zur Verinnerung und Aneignung der Abhängigkeiten (Unselbständigkeiten) der Beziehungswelten in Bildern, Vorstellungen und Begriffen, die einerseits das Gefängnis der Abhängigkeit nach innen verdoppeln, andererseits aber durch ihre verinnerte Verbildlichung gerade die Bedingung der Möglichkeit der Distanzierung in und von äußeren und inneren Beziehungswelten schaffen. Im Prozeß der Verinnerung und Aneignung der Beziehungswelten, der Erfahrung, daß einem das zu eigen ist, in das man verwoben ist, werden sie umarbeitbar, verarbeitbar und gestaltbar. Die Verinnerung wird zur Erinnerung; der Auftrag des Gedächtnisses lautet nicht länger: »Vergessen! Verfälschen!« Er lautet: Erinnernde Wiederbelebung der Beziehungswelt, damit man sich selbst an die Hand nehmen kann in einer veränderten Erwachsenenbeziehungs- und Lebenswelt, die nicht länger nötigt, sich selbst zu verlassen, eine wiedergefundene Zeit, in der auch ein flüchtiger Besuch der Mutter ausreichen mag, weil die Dinge, die innigen mit ihr erfahrenen Gemeinsamkeiten beherbergen können: Ein gesuchtes und wiedergefundenes »Kindheitsmuster«.¹

DIE HERMENEUTIK DES UNVERTRAUTEN

Es mag für manche Leserinnen und Leser dieses Essays ungewöhnlich und irritierend erscheinen, sich bei der Untersuchung kindlicher Beziehungswelten mit einer eher philosophisch orientierten Interpretation von literarischen Texten konfrontiert zu sehen. Sie haben vielleicht eher kritische Auswertungen entwicklungspsychologischer, psychoanalytischer und sozialpsychologischer

Studien erwartet. Ich werde im folgenden darauf auch nicht ganz verzichten, möchte aber darauf hinweisen, daß nicht zuletzt Freud, aber in jüngster Zeit auch die Entwicklungspsychologen Bruner und Gergen Literatur, die großen Romane, als eine für eine methodisch systematisch erfahrene Wissenschaft nicht erreichbare Quelle literarisch ausformulierter sublimier psychologischer Erfahrungen ansehen. Gegenüber der sprachlichen Sinnlichkeit, den metaphorreichen Anspielungen, den mimetischen Nachbildungen und dem szenischen und dramatischen In-Beziehung-setzen der literarischen Sprachgestaltung erscheint die beherrliche Begriffsarbeit der (psychologischen) Wissenschaft schlicht dröge. Daraus läßt sich auch die psychoanalytische Literatur, die vielen metapsychologischen Darstellungen und Einzelfallberichte - sieht man einmal von Freuds Sprachgebung ab - nicht ausschließen. Psychologische Erfahrung ist von Ambiguitäten und Ambivalenzen durchsetzt. Sie wird durch auf Eindeutigkeit pochende Begriffsbildungen unzulässig ihrer Komplexität beraubt, die sich auch nachträglich kaum rekonstruktiv angemessen wieder zusammensetzen läßt. Der psychologische Erfahrungshorizont literarischer Darstellungen ist wissenschaftlich systematisch schwerlich einholbar.

So bleibt es unbefriedigend, wenn die psychologische Erkenntnisgewinnung allein auf das an naturwissenschaftlichen Verfahren orientierte Paradigma mit seiner Festlegung auf ein quantitatives Methodenrepertoire, das Konzept der sciences festlegen möchte. Dieses Konzept von science ist an die grundlegenden erkenntnistheoretischen Versuche gebunden, ein generelles Schema der Erkenntnis zu konstituieren, auf das bezogen sich alle wissenschaftlichen Diskurse kommensurabel machen lassen. Hierin erhält wissenschaftliches Vorgehen gewissermaßen seine Würde, den Ausweis, Objektivitätskriterien entsprechen zu können. Gelingt das nicht, wie in der Erfah-

zung von Kunst, Literatur und Politik, wird diese Erfahrung dann als unverbindlich und rein subjektiv, als Gegenstand »hermeneutischen Herumratens« entwertet.

Richard Rorty hat in der Perspektive seiner neopragmatischen Philosophie dieses erkenntnistheoretische Privileg des science-Paradigma erschüttert. Der eurozentrische fundamentalistische Anspruch eines allgemeinen Kategorienschemas, das die Komensurabilität der Wissenschaftsdiskurse und damit das Primat wissenschaftlichen Denkens verbirgt, ist vergeblich und nicht länger haltbar. Science kann keinen höheren Gültigkeits- und Geltungsanspruch für sich reklamieren als Kunst, Literatur und Politik. Hermeneutik mit seiner Sprache und Werke erschließenden Zirkeln methodischen Verstehens kann zwar nun nicht umgekehrt den Rang einer Erkenntnistheorie einnehmen.

Erkenntnistheorie und Hermeneutik bleiben relativiert, sind nurmehr Beziehungen von verschiedenen Modi des Studierens in verschiedenen Bereichen oder Aspekten: »Hermeneutik (ist), kurz gesagt, eine Bezeichnung für unser Studium des Unvertrauten und Erkenntnistheorie eine Bezeichnung für unser Studium des Vertrauten« (Rorty 1987, 383). Wenn denn etwas in die Position der Erkenntnistheorie gesetzt werden sollte, man eine Primat beanspruchende Position nicht völlig verabschieden, sondern sie vielmehr neu besetzen wollte, so käme am ehesten der Begriff der »Bildung« in Frage, wie ihn Hans-Georg Gadamer als einen Prozeß der »Selbstformung« verstanden hat, den Rorty für sich aufnimmt, wenn er meint, »daß wir keine wichtigere Aufgabe haben, als uns immer wieder auf neue Weise zu beschreiben« (1987, 389).

Lakonisch formuliert Rorty seine philosophisch-pragmatische Haltung: »Daß wir andere Menschen werden, insofern wir uns durch vermehrtes Lesen, Schreiben und

Kommunizieren 'reproduzieren', sagt lediglich auf eine etwas dramatische Weise, daß für uns oft von größerer Bedeutung ist, was in Folge dieser Tätigkeit in zunehmendem Maße auf uns zutrifft, als was in Folge unseres gesteigerten Einkommens, Alkoholkonsums usw. auf uns zutrifft. Was uns Neues und Interessantes über uns selbst sagen läßt, gehört in diesem unmetaphysischen Sinne in höherem Maße zu unserem 'Wesen' (zumindest gilt dies für uns relativ begüterte Intellektuelle in den stabilen und wohlhabenden Teilen der Welt), als die Ereignisse, die unser körperliches Aussehen und unsere Lebensweise verändern (durch die wir uns also in einem weniger 'geistigen' Sinne 'reproduzieren')« (1987, 389). Immer neue Selbstbeschreibungen beziehen auch die Weisen des Beschreibens selbst mit ein. Es gibt eben kein allgemeines verbürgtes, die Beschreibungen regulierendes Grundschema. Das Neue und Interessante der Selbstbeschreibungen besteht in einem dauernden Wechsel der Perspektiven und Umbildungen der eigenen Schemata. Erkenntnisse werden zu kontingenten Einsichten, die sich nicht länger einem Kategorienschema beugen und einem roten Faden folgen. Die neopragmatische Haltung immer neuer Selbstbeschreibungen wird zu einer Haltung der Ironie und Selbstironie; sie bewahrt allein vor fundamentalistischer Erstarrung mit ihren gewalttätigen Folgen. Solche ironische, reflexive und selbstreflexive Verinnerungen von Schemata und Begriffen haben Horkheimer und Adorno als »Dialektik der Aufklärung« (1947) untersucht, ohne diese allerdings in einer Ansammlung kontingenter Sichtweisen aufzulösen. Solcher Zerfall in Kontingenzen wäre vielmehr in der Perspektive der Kritischen Theorien selbst noch als Moment der fatalen Dialektik moderner Vergesellschaftungsprozesse kritisch zu reflektieren.

Zwar ist Rortys Konzept der Beschreibungen und Selbstbeschreibungen eher als eine methodologische Perspektive, als eine

Weise der philosophischen Reflexion und Bildung gedacht. Sie läßt sich aber auch im Sinne einer gesellschaftskritischen Reflexion als Reaktion auf die Bedrohung der Identität interpretieren, als verzweifelter Versuch, sich von Intellektuellen durch immer neue Selbstbeschreibungen ihrer Identität zu versichern. Der Berliner Religionsphilosoph Klaus Heinrich formuliert diese Dialektik lapidar: »Der Satz der Identität ist der Satz der von Zerstörung und Selbstzerstörung bedrohten Identität. Er 'behauptet' die Schwierigkeit, 'nein' zu sagen zum Nichtsein« (1964, 61). Dieses ontologische Argument legt den Abwehrmechanismus offen, der aller Identitätsphilosophie eigen ist, die Identitätsbehauptung, die Sicherheit vor Zerstörung, Selbstzerstörung und Auflösung, vor Verschwinden in einem »Nichtsein« verbürgen soll. Rortys Konzept der Selbstbeschreibungen verschließt sich nicht dieser Problematik; es ist auch nicht als eine einfache Fortsetzung identitätsphilosophischen Denkens zu verstehen. Gerade mit seiner Aufwertung der literarischen, kunsthaft gestalteten Erfahrungen, ihre Gleichsetzung mit philosophischer und wissenschaftlicher Erfahrung, stärkt er methodisch die Möglichkeit, auch die Brüchigkeit, der immer neu sich konstituierenden Selbstkonzepte sichtbar zu machen. Selbstbeschreibungen sind mit der Beruhigung einer existentiellen Angst befaßt.

Diese weist weit zurück in die Naturgeschichte der Menschen, ihrer Herauslösung aus der »Verschlungenheit des Natürlichen«, naturhaft trüber Ungeschiedenheit als traumatische Schreckenserfahrung. Die Spur dieser existentiellen Angst durchzieht die Geschichte. Horkheimer und Adorno reflektieren sie als Moment der »Dialektik der Aufklärung«:

»In der hellen Welt der griechischen Religion lebt die trübe Ungeschiedenheit des religiösen Prinzips fort, das in den frühesten bekannten Stadien der Menschheit als Mana verehrt wurde. Primär undifferenziert ist es alles Unbekannte, Fremde; das was den

Erfahrungsumkreis transzendiert, was an den Dingen mehr ist als ihr vorweg bekanntes Dasein. Was der Primitive dabei als übernatürlich erfährt, ist keine geistige Substanz als Gegensatz zur materiellen, sondern die Verschlungenheit des Natürlichen gegenüber dem einzelnen Glied. Der Ruf des Schreckens, mit dem das Ungewohnte erfahren wird, wird zu seinem Namen. Er fixiert die Transzendenz des Unbekannten gegenüber dem Bekannten und damit den Schauer als Heiligkeit. Die Verdopplung der Natur in Schein und Wesen, Wirkung und Kraft, die den Mythos sowohl wie die Wissenschaft erst möglich macht, stammt aus der Angst des Menschen, deren Ausdruck zur Erklärung wird« (1969, 21).

Solche Angst und solches Erschrecken vor der Verschlingung in eine trübe Ungeschiedenheit des Unbekannten, Unvertrauten und Unverwandten ist nicht endgültig zu bannen. Sie erodiert auf Dauer jedes Identitätskonzept und treibt zu immer neuen Selbstbeschreibungen. Diese betreibt Rorty in ihren modernen Fassungen. Die Sichtwechsel, die immer aufs Neue sich vornehmenden Selbstbeschreibungen und die kontingenten Einsichten sollen einen befreienden Abstand und Raum von der sich mechanisch in Bewegung haltenden science-Produktion und -reproduktion schaffen. Die in Kunstformen, in Literatur und Politik gefaßten Selbstbeschreibungen, Beschreibungen sich verändernder äußerer und innerer Beziehungswelten können, wie kontingent auch immer, etwas von dem »Unvertrauten« im »Vertrauten« erhellen, das dem Zugriff des methodischen Apparats der sciences verborgen bleiben muß. Das legen die »Selbstbeschreibungen« in kindlichen Beziehungswelten, wie wir sie mit Walter Benjamin, Marcel Proust und Christa Wolf herangezogen haben, offen.

Ein literarisches Werk, eine Theorie, eine empirische Untersuchung haben für die Erkenntnisbildung einen gleichen Rang.

Durch eine erkenntnistheoretische Evaluation dieser Pfade der Erfahrungs- und Erkenntnisentwicklung läßt sich keiner abwerten, ausschließen oder überflüssig machen. Rorty hat die beliebten Machtspiele in der Erkenntnistheorie ad absurdum geführt. Auf die Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins zurückgehend kann man von Sprachspielen der Erkenntnisgewinnung sprechen, die sich bestenfalls durch wechselseitige Übersetzungen ineinander ergänzen, aber nicht gegenseitig ausspielen lassen. Es geht nicht so sehr um Verfahren der Komplexitätsreduktion, sondern um Verfahren der Komplexitätsanreicherung. In diesem Sinne lassen sich erkenntnistheoretisch keine Präferenzen für Paradigmen in der Entwicklungspsychologie formulieren. Freuds Phasenmodell, Piagets Modell kognitiver Stadien, Watsons Verhaltensmodell, Mahlers Symbiosemodell, Lorenzers Modell der Interaktionsformen, Daniel Sterns Modell der Selbstempfindung, das in diesem Aufsatz angesprochene Modell der Beziehungswelt usw. stehen zunächst einmal abstrakt nebeneinander. Bei der grundlegenden Verschiedenheit der Verfahren und Sprachspiele dieser entwicklungspsychologischen Modelle macht es wenig Sinn, sie einem konkurrierenden Verfahren auszusetzen und Paradigmen-selektion zu betreiben.

Die Absurdität solcher Unternehmungen zeigt die Therapieforchung, z.B. die vergeblichen Bemühungen, die Verhaltenstherapie gegen die Psychoanalyse und umgekehrt auszuspielen. Eher schon könnte es darum gehen, diese Modelle im Sinne eines Ergänzungsverhältnisses zu einer komplexen Darstellung psychischer Entwicklungsprozesse zu verstehen. Es kann dabei auf der Ebene der Theoriebildung und Metapsychologie eher um »dichte Beschreibungen« gehen, wie sie der Anthropologe und Ethnologe Clifford Geertz (1987) vorschlägt, und nicht etwa um den Versuch einer Vereinheitlichung der Paradigmen, die nur ein neues Abstraktionsniveau generieren würde.

Der Entwicklungspsychologe und Psychoanalytiker Daniel Stern hat eine vergleichende Methode entwickelt, mit den scheinbar konkurrierenden Paradigmen zu verfahren, Erkenntnisse der Säuglingsforschung mit jenen der Psychoanalyse (und umgekehrt) zu ergänzen, in das jeweilige andere Paradigma zu übersetzen. So wird mit der Säuglingsforschung in den Paradigmen der science der »beobachtete Säugling« als ein besonderes Konstrukt geschaffen. Es ist eine Beschreibung derjenigen Fähigkeiten, die sich methodisch beobachten lassen.

Stern hebt dabei besonders die Fähigkeiten, »sich zu bewegen, zu lächeln, Neues auszuprobieren, das Gesicht der Mutter von anderen Gesichtern zu unterscheiden, Erinnerungen festzuhalten«, hervor (1992, 34). Solche Beobachtungen verraten aber kaum etwas über die »'subjektiv empfundene Qualität' des sozialen Erlebens«. Darüber erfährt man mehr durch die klinische Erfahrung der durch den Psychoanalytiker gemachten Rekonstruktionen, die sich in der psychoanalytischen Metapsychologie systematisiert finden (Jahoda 1985, 116). Während es - den Beobachtungsverfahren gewissermaßen widersprechend - eines erheblichen Interpretationsaufwands bedarf, um die Relevanz der beobachteten Fähigkeiten für die psychische Entwicklung zu klären, besteht für die psychoanalytische Rekonstruktion die Gefahr der Adultomorphisierung, der Gefahr, daß man nicht frühkindliche Störungen gedeutet und rekonstruiert hat, sondern diejenigen eines klein gemachten Erwachsenen. Das ist sicher weniger ein Problem des therapeutischen Prozesses als vielmehr eines der metapsychologischen Rekonstruktion.

Stern plädiert nun für eine partielle Verbindung des beobachteten und klinisch rekonstruierten Säuglings aus drei Gründen:

»1. Auf irgendeine Weise müssen reale Geschehnisse - d.h. beobachtbare Vorgän-

ge ('Mutter tut dies und dann das ...') - in jene subjektiven Erfahrungen transformiert werden, die die Kliniker als intrapsychisch bezeichnen ('Ich erlebte meine Mutter als ...'). An diesem Übergang ergibt sich ein Zusammenwirken beider Sichtweisen. Obwohl sie sich nicht überschneiden, gibt es doch Berührungspunkte, so daß sie aufeinander einwirken. Ohne diese Wechselwirkung wäre die Genese einer Psychopathologie nie zu verstehen. 2. Wenn der Therapeut mit dem beobachteten Säugling besser vertraut ist, wird er vielleicht imstande sein, seinen Patienten bei der Schaffung angemessener Lebensgeschichten zu helfen. 3. Wenn der Säuglingsbeobachter den klinisch rekonstruierten Säugling besser kennt, fühlt er sich vielleicht animiert, seine Beobachtungen in neue Richtungen zu lenken« (1992, 35)².

AFFEKTABSTIMMUNG UND BEZIEHUNGSWELT

Beziehungswelten lassen sich von außen beobachten, und sie lassen sich von innen her hermeneutisch erschließen, sie lassen sich verstehen. Dies gilt ebenfalls für die Sequenzen reziproken Verhaltens zwischen Mutter und Kind in den ersten neun Lebensmonaten des Säuglings, das sich als Nachahmungsverhalten beschreiben läßt. Es handelt sich bei den Nachahmungen, die die Mutter vornimmt, häufig nicht um einfache Wiederholungen, sondern um Variationen des nachahmenden Verhaltens. Die Mutter bringt damit im Ansatz eine Differenzierung in den Verhaltensdialog mit ihrem Baby, der sich in der Regel nach den ersten neun Lebensmonaten um eine neue Verhaltensvariation erweitert, die Daniel Stern mit dem Begriff der »Affektabstimmung« bezeichnet. Das Kind kommt dadurch potentiell in die Position eines intersubjektiven Partners. Stern führt diese Verhaltensweiterung auf das intuitive Verständnis der Mutter zurück, die spüre, daß ihr Baby nunmehr zur »Affektabstimmung« fähig sei. Wir können in der Affektabstimmung einen der ersten grundlegenden

Schritte des Aufbaus einer Beziehungswelt zwischen Mutter und Kind erkennen.³

Stern gibt ein eindrucksvolles Beispiel für eine Affektabstimmung, die in der Regel nicht leicht zu fassen sind, weil sie in komplexe Beziehungsabläufe integriert sind: »Ein neun Monate alter Junge haut auf ein weiches Spielzeug los, zuerst ein bißchen wütend, allmählich aber mit Vergnügen, voller Spaß und Übermut. Er entwickelt einen stetigen Rhythmus. Die Mutter fällt in diesen Rhythmus ein und sagt, 'kaaaa-bam, kaaaa-bam', wobei das 'bam' auf den Schlag fällt und das 'kaaaa' die vorbereitende Aufwärtsbewegung und das erwartungsvolle Innehalten des Arms vor dem Schlag begleitet« (1992, 200). Das Beispiel zeigt, wie der Modus der Motorik des Kindes mit dem Modus der Akustik der Mutter über den Rhythmus miteinander abgestimmt werden. Das ist ein entscheidender Entwicklungsschritt über die bloße Nachahmung und ihre Variationen hinaus. Stern spricht von einem überwiegend »transmodalen Charakter« der Affektabstimmung und ist der Auffassung, daß die Qualität der frühen Mutter-Kind-Beziehung maßgeblich durch die in sie eingebetteten Affektabstimmungen geprägt ist. Es ist der »transmodale Charakter« der Affektabstimmung, der die in der Beziehung abgestimmten Affekte zu einer Welt moduliert. So ist z.B. das Ritual des Gute-Nacht-Kusses, wie wir es bei Benjamin und Proust kennengelernt haben, eine Versicherung, daß die vielen Affektabstimmungen, die als Vorläufer dieses Rituals gesehen werden können, Bestand haben als Grundpfeiler einer Beziehungswelt, in der die Affekte miteinander stimmig werden.

Dieser praktische Prozeß sich wiederholender Abstimmungen - mit Lorenzer kann man ihn auch als frühe Einigung auf Interaktionsformen zwischen Mutter und Kind beschreiben - zielt auf eine stabile Beziehungswelt, in der Sicherheit, Vertrauen,

Wohlbehagen, Glück gewährleistet und aggressives Verhalten zugelassen und reguliert werden kann. Das gelingt häufig, häufig aber auch nicht, und ist stark abhängig von einer empathischen Haltung der Mutter, mit der sie sich auf diese subtilen Abstimmungen einzulassen vermag. Die Beziehungswelt folgt keinen Gesetzmäßigkeiten; sie konstituiert sich nach praktischen Regeln, gegen die verstoßen werden kann und die auch in ihren Ausnahmen eine Bestätigung finden. Eine Stabilität der Beziehungswelt ist nicht verbürgt. Potentielle Instabilitäten müssen in der sich wiederholenden Praxis, in Ritualen und Interaktionsformen gebannt werden. FehlAbstimmungen, die die intime Gemeinschaft der Beziehungswelt von Mutter und Kind stören, sind unvermeidlich. Sie kommen durch Zweckentfremdung der Abstimmung zustande, wenn z.B. die Mutter die Abstimmung nutzt, nicht um Gemeinschaftlichkeit herzustellen, zu bestätigen und das Erleben ihres Kindes zu teilen, sondern mit dem Mittel der Abstimmung Verhalten und Erleben des Kindes zu verändern - die AffektAbstimmung wird zur pädagogischen Maßnahme dem Kind gegenüber: »FehlAbstimmungen sind heimliche Versuche, sein Verhalten und Erleben zu ändern« (1992, 298). FehlAbstimmung erweckt nurmehr eine Illusion eines Gemeinsamkeitsgefühls. Die Mutter hat es verstanden, sich in das Erleben ihres Kindes einzuschleichen; sie hat sich in sein Leben hineinversetzt und bleibt zugleich doch irgendwo draußen und abseits. Und noch mehr:

»FehlAbstimmungen können nicht nur dazu dienen, das Erleben eines Kindes zu verändern; sie können es ihm auch stehlen, was auf einen 'Raub der Gefühle' hinausläuft. Einem anderen Menschen Zugang zum eigenen subjektiven Erleben zu gewähren ist, auch schon in diesem frühen Alter, mit Gefahren verbunden. Die Mutter kann sich auf den Zustand des Säuglings abstimmen, eine Gemeinsamkeit des Erlebens herstellen

und dieses Erleben dann womöglich verändern, so daß es dem Säugling verlorengeht. Ein Beispiel: Das Baby nimmt sich die Puppe und beginnt, genüsslich an ihren Schuhen zu kauen. Die Mutter reagiert auf diese lustvollen Äußerungen nun mit Verhaltensweisen, die eine Abstimmung gerade so weit bekunden, daß sie als legitime Teilnehmerin am augenblicklichen Erleben des Kindes erscheint. Auf diese Weise verschafft sie sich Zugang und kann dem Kind die Puppe wegnehmen. Sobald sie die Puppe in den Händen hält, beginnt sie mit ihr zu schmusen; damit bereitet sie dem vorangegangenen Kauerlebnis des Kindes ein Ende. Das Baby wird gewissermaßen im Stich gelassen. Das Verhalten der Mutter stellt eigentlich einen prohibitiven oder präventiven Akt dar, der das Kind daran hindern soll, Sachen in den Mund zu nehmen, und es ist zugleich eine Belehrung: Mit Puppen schmust man, man kaut nicht an ihnen herum! Verbot oder Belehrung werden jedoch nicht ausdrücklich und unverblümt erteilt. Die Mutter schleicht sich über die VerhaltensAbstimmung ins Erlebnis des Kindes ein und raubt ihm sein eigenes affektives Erlebnis« (1992, 299).

Solche »nicht-authentischen Abstimmungen« sind für den normalen Alltag der Beziehungswelt weniger typisch. Eine Dominanz von Abstimmungen zum sicher nicht bewußten Zwecke des »Raubs der Gefühle« würde zu einer extrem instabilen Beziehungswelt mit pathologischen Folgewirkungen führen. Die normale Beziehungswelt sollte man als eine Ausbalancierung von gelungenen authentischen Abstimmungen und FehlAbstimmungen verstehen. Im Kontext der Beziehungswelt kann eine FehlAbstimmung, die die Herstellung von (inniger) Gemeinsamkeit zur Durchsetzung von moderaten Belehrungen und Verboten nutzt, auch fördernd wirken. Wenn die Mutter im Abstimmungsprozeß »ein kleines Stück abseits« landet, mag das zu Bemühungen des Kindes führen, die Abstimm-

mungsdifferenz zu überwinden und sich der Mutter anzunähern. So kann es der Mutter gelingen, »das Verhalten und Erleben« in eine von ihr gewünschte Richtung zu lenken. Die FehlAbstimmung führt dann wie ihr Vorläufer, die variierende Nachahmung, zu einer Differenzierung der Beziehungswelt, ein die psychische Entwicklung von Kind und Mutter fördernder Prozeß. Eine FehlAbstimmung allerdings, die dem Kind sein Erleben stiehlt, wirkt auf schleichende Weise destruktiv und kann schwerlich als ein die Beziehungswelt differenzierendes Moment aufgenommen werden. Das (von Stern von Anfang der Entwicklung des Kindes an im Kern unterstellte) Selbstempfinden des Kindes, das ein Stück weit im Kau-Erlebnis an den Schuhen der Puppe zum Zuge kommt, findet keinen Anklang bei der Mutter, findet keine Anerkennung in ihrem praktischen Verhalten. Das Baby wird hier nicht nur »gewissermaßen« im Stich gelassen, es wird faktisch im Stich gelassen, denn die Selbstempfindung, wenn wir sie denn im neunten Lebensmonat schon unterstellen wollen, hat bestimmt nicht schon die Präganz entwickelt, das Im-Stich-gelassen-werden als solches wahrzunehmen und diese Wahrnehmung in eine gewiß sehr schmerzliche Empfindung im Selbst zu integrieren. Das gelingt selbst Erwachsenen nur selten. Die Beziehungswelt erfährt durch eine solche FehlAbstimmung einen Bruch und wirkt für das Kind zu wiederholenden Malen katastrophisch, auf der Ebene der Selbstempfindung - so kann man mutmaßen - als nicht vorkommend, aufgelöst, nicht seiend, wenn es denn diesen Zustand in differenzierter Sprache beschreiben könnte.

Daniel Stern kennzeichnet die AffektAbstimmung als einen ununterbrochenen Prozeß, der durch den »Vitalitätsaffekt« mit seinen »amodalen« (transmodalen) Qualitäten Intensität, Zeit und Gestalt gewährleistet wird. Diskrete Affekte wie z.B. Freude, Traurigkeit, Ärger, Wut, die nach Stern nur gelegentlich, etwa alle 30 bis 90 Sekunden,

zum Ausdruck kommen, können keine Kontinuität des Abstimmungsprozesses sicherstellen. Die amodalen Qualitäten der Intensität, Zeit und Gestalt sind dagegen Merkmale nahezu jeden Verhaltens und damit Kontinuität stiftende Momente des Abstimmungsprozesses. Nicht die Inhalte, sondern die Qualitäten des Fühlens, wie aufwallend, verblassend, flüchtig, explosionsartig, auslaufend, annähernd, entfernend, abklingend, sich hinziehend usw., sichern die Kontinuität der AffektAbstimmungen.

»Abstimmungen können sich an der Qualität des Gefühls orientieren, mit dem ein Säugling nach einem Spielzeug greift, ein Bauklötzchen festhält, mit dem Fuß stößt oder einem Geräusch lauscht. Indem wir uns mit Hilfe der Vitalitätsaffekte aneinander orientieren und aufeinander abstimmen, können wir mit einem anderen Menschen 'zusammensein', d.h. eine Basis entwickeln, auf der wir innerliche Erfahrungen nahezu kontinuierlich miteinander teilen. Auf diese Weise entsteht das Gefühl der Verbundenheit, das Gefühl, aufeinander abgestimmt zu sein, das uns wie eine ununterbrochene Linie erscheint« (1992, 224).

Die AffektAbstimmung, die eine innere Gemeinsamkeit herstellt, läuft gewissermaßen über die »Vitalitätsaffekte«, die sich durch ihre amodalen Qualitäten auszeichnen. Vitalitätsaffekte vermitteln die Gemeinsamkeit und ihre Kontinuität in der Beziehungswelt. Erinnern wir uns an die Textpassage von Walter Benjamin. Hier ist es die Zeitspanne der mütterlichen Zuwendung, die dem intensiven, vitalen Glückserlebnis Kontinuität verleiht. Der Junge fühlt doppelt stark, »verdoppelt«, das Geschenk der Zuwendung, wenn die Mutter auch nur »flüchtig« kommt, um Gute Nacht zu sagen. Er ist verwoben mit ihrer Zeit, auch in den »Stunden, die für sie der Tag noch hatte«, ohne daß sie unmittelbar präsent mit ihm zusammen ist, eine verwobene Zeit, die er, »wie einst die Puppe«, in seinen

»Schlummer« mitnehmen kann und sie in dieser Weise andauern läßt. Es sind auch die Dinge in der Nähe, die »Falten der Dekke«, »die schwarzen Spitzen des Kopftuchs«, die ihn beim Aufbruch der Mutter noch berührten, an die sich etwas von dem Glückserlebnis heftet, seine Zeitspanne zeitlos macht für die Erinnerung: »Ich liebte diese Nähe, und was sie an Duft mir zugab; jede Spanne Zeit, die ich im Schatten des Kopftuches und in Nachbarschaft des gelben Steins gewann.«

Trocken können wir sagen: Es sind die amodalen Qualitäten der Intensität der Beziehung, ihr Zeitverlauf und die Gestaltung der Einbeziehung der unmittelbar umgebenden Dinge, die die Kontinuität der innigen Gemeinsamkeit bewahren, nicht nur in der aktuellen Beziehungswelt von Kind und Mutter, nicht nur in der Erinnerung des Autors, sondern auch im Bewußtsein des Lesers, der durch den Transfer der transmodalen »Qualitäten der Vitalitätsaffekte« diese bei sich selbst empfindet.

So teilt sich auch beim Lesen der Textpassage von Marcel Proust über die Vitalitätsaffekte die leidvolle Erfahrung einer gestörten Gemeinsamkeit mit: Die unbewußte Roheit des Großvaters, die bewußtere des Vaters, die Schwäche der vertragstreuen Großmutter. Das Hinaufsteigen auf der »verhaßten Treppe« »à contre-coeur«, in der Gegenrichtung zum Herzen, das zur Mutter zurückkehren wollte, weil sie ihm nicht durch den Gute-Nacht-Kuß »Urlaub« erteilen konnte. Auch hier sind es dann das gestörte Zeitmuster der Gemeinsamkeit, die Intensität des Kummers und die Entfernung ohne Urlaub, die die Vitalitätsaffekte spürbar machen. In der Textpassage von Christa Wolf ist es die Entfernung in der Erinnerung, die vierzig langen Jahre, die es schwer machen, das Kind zu spüren, konkret wieder zu erleben, das sie einmal war und das auch der Leser in sich selbst erwecken muß, um es zu spüren. Die Mühe,

an sich heranzukommen, teilt sich mit, bestimmt die Qualität des Vitalitätsaffekts, an dem der Leser Anteil nimmt.

Die Vitalitätsaffekte gewährleisten die Gemeinsamkeit in den Beziehungswelten, die sich durch Affekt Abstimmung herstellt. Insofern ist beim Lesen immer auch eine Affekt Abstimmung mit dem Text und dem imaginierten Autor im Spiel. Ohne diese wäre ein Textverständnis nicht möglich. Die hier herangezogenen Textpassagen stammen aus einem literarischen Essay (Walter Benjamin) und zwei Romanen, die gewiß andere Eigenschaften haben als spontanes Verhalten von Kind und Mutter in Affekt Abstimmungen. Gleichwohl gibt es Ähnlichkeiten. Zum einen lassen sich die inhaltlichen Darstellungen der Textpassagen als Versuche in Prozessen der durch Affekt Abstimmung innigen Gemeinsamkeiten zwischen Kind und Mutter, im Text von Christa Wolf einer erwachsenen Frau zur eigenen Kindheit, zu sich selbst als Kind, verstehen. Zum anderen ist in das Lesen und das Verstehen insbesondere von literarischen Texten die Herstellung von Gemeinsamkeiten über vom Leser nicht bewußt vorgenommene, imaginierte Affekt Abstimmungen mit den in den Texten komponierten Personen, ihrem Fühlen, Denken und Handeln, den Beziehungsszenen, in die sie verwickelt sind, eingebunden. Wir haben solche Text-Leser-Abstimmungen beim Lesen analog zu Sterns Analyse des Sehens, des Wahrnehmens eines Kunstwerkes, eines Bildes »Madonna mit dem Kinde« eben gerade beschrieben. Es geht bei Stern um die Übersetzung von der Wahrnehmung in das Gefühl des Betrachters:

»Die Übersetzung von der Wahrnehmung ins Gefühl erfordert (...) im Falle des künstlerischen Stils die Umwandlung 'wahrheitsgetreuer' Wahrnehmungen (Farbharmenien, Linienführungen usw.) in virtuelle Formen des Gefühls, z.B. des Gefühls der Stille. Die analoge Übersetzung der Wahrneh-

mung, die wir am Verhalten eines anderen Menschen machen, in Gefühle erfordert die über den crossmodalen Transfer erfolgende Umwandlung der Wahrnehmung von Zeitmuster, Intensität und Gestalt in Vitalitätsaffekte, die wir in uns selbst empfinden. Damit will ich keineswegs behaupten, daß Kunst und spontanes Verhalten analog sind; ich weise nur auf gewisse Ähnlichkeiten hin, die uns helfen können, die Funktionsweise solcher Affektabstimmungen zu verstehen, die in einem Vitalitätsaffekt gelten« (1992, 228). Bei der spontanen Affektabstimmung geht es um die jeweilige Umwandlung der Wahrnehmung in Gefühle der Beteiligten. Zur weiteren Klärung dieser Umwandlung zieht Stern neben der experimentellen, auf Beobachtung fußenden Entwicklungspsychologie und der Psychoanalyse auch die Philosophie heran, vor allem die Unterscheidung von diskursiven und präsentativen, wie sie die Philosophin Susanne Langer vornimmt. Präsentative Symbole folgen nicht der Logik der Wortsprache. Susanne Langer zeigt das an den »visuellen Formen«:

»Visuelle Formen - Linien, Farben, Proportionen usw. - sind ebenso der Artikulation, d.h. der komplexen Kombination fähig wie Wörter. Aber die Gesetze, die diese Art von Artikulation regieren, sind von denen der Syntax, die die Sprache regieren, grundverschieden. Der radikale Unterschied ist der, daß visuelle Formen nicht diskursiv sind. Sie bieten ihre Bestandteile nicht nacheinander, sondern gleichzeitig dar, weshalb die Beziehungen, die eine visuelle Struktur bestimmen, in einem Akt des Sehens erfaßt werden« (1965, 99).

Gleichermaßen gibt es Klangformen und Tastformen, die ihre Bestandteile gleichzeitig darbieten. Sie finden wie die visuellen Formen in präsentativen ihren Ausdruck und eignen sich viel eher für den Versuch, »das immer Wechselnde, Ambivalente und äußerst Verwickelte der inneren Erfahrung, das Hin und Her von Gefühlen und Gedan-

ken, Eindrücken und Erinnerungen und Nachklängen von Erinnerungen, die flüchtigen Phantasien oder ihre bloß runenhaften Spuren all das namenlose, emotionale Material zu vermitteln« (1965, 106).

Die realen Affektabstimmungen, die Herstellung von Einklang und Gemeinsamkeit von Kind und Mutter werden zunächst als deren aneinander anschließendes Verhalten mit subtilen Methoden der Entwicklungspsychologie beobachtet. An geeigneten Anschlußpunkten wird das psychoanalytische Verstehen der Affektabstimmungsprozesse mit der sie zum Ausdruck bringenden präsentativen Symbolen (unbewußte Verschiebungen und Verdichtungen der Affekte) des Verhaltens angeschlossen. Hinzu kann sich eine phänomenologische Sinnerschließung gesellen, so z.B. die Untersuchungsperspektive von Paul Ricoeur (1969, 50). Beobachtungsverfahren werden durch Hermeneutik, Verfahren des Verstehens im Forschungskonzept von Daniel Stern ergänzt und damit eine komplexe empirische Erkenntnis der Affektabstimmungen zwischen Kind und Mutter ermöglicht. Ein wichtiges, durchaus empirisch fundiertes, gleichwohl theoretisches Konstrukt ist dabei das des Vitalitätsaffekts, von dem die diskreten inhaltlichen Affekte gelöst erscheinen. Es hat sich gezeigt, daß dieses Konstrukt einen hohen Erklärungswert für den Prozeß der Affektabstimmungen beanspruchen kann. Es macht zunächst den Eindruck, daß es hauptsächlich durch die beobachtungswissenschaftliche Perspektive im Sternschen Konzept aufgenommen ist. Gleichzeitig setzt Stern den Vitalitätsaffekt mit den »Arten des Fühlens« gleich (1992, 229) wie sie Susanne Langer beschreibt und als Ausdrucksformen den »präsentativen Symbolen« zuschreibt. Deren Komplexitäten, Ambiguitäten und Ambivalenzen sind nun der psychoanalytischen Hermeneutik weit zugänglicher als den an kategoriale Eindeutigkeit gebundenen Beobachtungsverfahren. So gesehen ist der Vitali-

tätsaffekt nicht als ein primäres, nicht weiter ableitbares Phänomen (wenn man einmal von seiner methodologischen Konstruktion absieht) anzusehen, sondern als solches in seiner Genese weiterer Rekonstruktion bedürftig.

Dazu bietet sich nun Alfred Lorenzers Theorie der Psychoanalyse und Tiefenhermeneutik an. Zum einen hat er in seiner Ausarbeitung einer psychoanalytischen Theorie die philosophische Theorie von Susanne Langer unter Einbeziehung der späten Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins weiter differenziert und den Zusammenhang von präsentativen und diskursiven in einer eigenständigen, an seinen interaktionstheoretischen Zugang gebundenen Nomenklatur ausformuliert (1972, 56). Zum anderen hat er den triebtheoretischen Ansatz Freuds nicht, wie viele seiner Kollegen es tun, in der Geschichte der Psychoanalyse abgelegt, sondern ihn auch außerhalb des klinischen Bereichs der Psychoanalyse in seiner psychoanalytischen Sozialisations- theorie und seinen empirischen Kulturana- lysen fruchtbar werden lassen.

Lorenzer versteht »Triebe« als Körperbe- dürfnisse. Er definiert lapidar: »Trieb ist e definitione: Körperbedürfnis 'in-Beziehung- zu'« (1972, 17). Daraus schließt er, »daß eine Untersuchung der menschlichen Ent- wicklung nicht in erster Linie auf Wahrneh- mungsvorgänge und kognitive Akte sich richten muß, sondern auf emotionale Pro- zesse. Denken und Erkennen dürfen zwar nicht unbeachtet bleiben, sind aber doch abgeleitet aus dem von affektiven Regun- gen gesteuerten praktischen Umgang des Menschen mit seinen Beziehungsobjekten zu sehen.

Zurückzuführen sind diese affektiven Vor- gänge auf Tribschicksale, die sich allemal in Objektbeziehungen abspielen. Trieb- schicksale sind immer auch Schicksale der Objektbeziehungen; Psychoanalyse ist im selben Maße, in dem sie eine Triebpsycho-

logie ist (und sein muß) auch eine Psycho- logie der Objektbeziehungen« (1972, 24). Wir haben die frühkindliche Beziehungswelt als eine Welt der »affektiven Vorgänge« be- schrieben, eine Welt, die sich wesentlich auf Affektabstimmungen aufbaut. Mit Lo- renzers Aufnahme des Triebbegriffs als »Körperbedürfnis« können wir dem Prozeß der Affektabstimmung noch eine weitere Dimension des Verstehens abgewinnen. Triebregungen als Körperbedürfnisse haben gewiß mit den Vitalitätsaffekten die amoda- len Qualitäten gemein wie: anschwellend, abschwelldend, anklingend, abklingend, stär- ker werdend, schwächer werdend, aufwal- lend, verblässend, flüchtig, nähernd, entfer- nend, sich hinziehend, berstend, explosi- onsartig, kurz, lang etc. Wir hatten sie bereits beschrieben und mit Stern gesehen, daß die Affektabstimmung in einer rhythmischen Übereinstimmung, einem rhythmischen Zusammenklingen verschiedener Modi, z.B. der Arm- und Handbewegung des Babys und der Lautstärke der Stimme der Mutter, bestehen: Das Kind schlägt rhythmisch mit einem weichen Spielzeug, einem Plüschtier auf den Boden, und die Mutter begleitet diesen Bewegungsvor- gang mit einem »kaaa, kaa, kaa - bam«.

Geht man von dem »Vitalitätsaffekt« in die- sem Vorgang der Affektabstimmung aus, so wird aus seiner Qualität der Amodalität die Möglichkeit des rhythmischen gleichar- tigen Nebeneinanders von Bewegungsab- lauf und Stimmlaut erklärbar. Erklärbar aus dem »Vitalitätsaffekt« ist aber noch nicht, was dazu treibt und drängt, die Affekte in verschiedenen Ausdrucksmodi zusammen- stimmen zu lassen. Der »Vitalitätsaffekt« gibt noch keine Auskunft, wie es zu dem Aufeinander-Beziehen der Affekte in der Af- fektabstimmung von Kind und Mutter kommt. Um das klären zu können, hilft die Lorenzersche Bestimmung des Triebbe- griffs als »Körperbedürfnis in-Beziehung- zu« ein Stück weiter, weil dem Körperbe- dürfnis generell eine latente Bezogenheit zu

etwas unterstellt werden muß. Das Körperbedürfnis sucht gewissermaßen ein Objekt, es bedarf des Objektes. Der Trieb sucht und findet sein Schicksal, »Tribschicksal« im Objekt. Das ist die Basis, daß die affektiven Vorgänge bei Kind und Mutter zu einer gemeinsamen AffektAbstimmung finden können. Die Affekte klingen nicht zufällig zusammen, sondern richten sich aufgrund der Qualität der Bezogenheit des Körperbedürfnisses aufeinander ein. Aus der Bezogenheit des Körperbedürfnisses erklärt sich erst die Möglichkeit der Herstellung intimer Gemeinsamkeit zwischen Kind und Mutter in einer fortlaufenden Abstimmung der Affekte. Die generelle Bezogenheit des Körperbedürfnisses drückt zugleich seine Bedürftigkeit aus. Ohne eine zureichende Befriedigung der Körperbedürfnisse, sowohl der der amodalen Qualitäten als auch der der diskreten Ziele (Triebziele), die sich im Entwicklungsverlauf der Kind-Mutter-Beziehung erst herausbilden, gibt es keine psychische Entwicklung. Triebpsychologie (und das ist die Psychoanalyse) ist immer zugleich auch eine Psychologie der Objektbeziehungen. Triebe sind kein rein biologischer Stoff; sie unterliegen der sozialen Differenzierung im Entwicklungsprozeß eines Menschen (Leithäuser 1976, 68).

»Das Körperbedürfnis 'in-Beziehung-zu'« ist gewissermaßen der Stoff der sich praktisch gestaltenden Mutter-Kind-Beziehung, der »praktischen Interaktion« zwischen Mutter und Kind, wie Lorenzer es ausdrückt. Diese »praktische Interaktion« ist keine tabula rasa, in der sich alles mögliche zufällig assoziieren könnte, Affekte zufällig aufeinander treffen und sich miteinander zusammenstimmen können. Sowohl die Körperbedürfnisse von Kind und Mutter, deren Körperbedürfnisse eine sozialisatorische Prägung durchlaufen haben, als auch die von der Mutter internalisierten oder auch nur mehr oder weniger routinemäßig vertretenen sozialen Regeln und gesellschaftliche Normen gehen in die praktische Interaktion, in

die »Interaktionspraxis« zwischen Mutter und Kind, ein. Die Mutter-Kind-Beziehung ist von Anfang an »ein soziales Feld«, in dem sich auch die Gemeinsamkeit zwischen Mutter und Kind zuallererst herstellenden AffektAbstimmungen nicht willkürlich bilden können.

Was die in den AffektAbstimmungen sich herstellenden genuinen Gemeinschaftlichkeiten betrifft, läßt das Phänomen »Vitalitätsaffekt« die zentrale Frage offen. Es handelt sich aus meiner Sicht um einen methodischen bias in der Konstruktion dieses Begriffs - er ist im wesentlichen auf der Grundlage der wissenschaftlichen Beobachtungssprache konstruiert. Der Aspekt des »in-Beziehung-zu« des Körperbedürfnisses (Triebes), der dem Vitalitätsaffekt gleichwohl innewohnen muß, wenn über ihn die Herstellung von Gemeinschaftlichkeit erklärt werden soll, läßt sich beobachtungssprachlich nicht konstruieren. Der Aspekt des »in-Beziehung-zu« des Körperbedürfnisses erschließt sich vielmehr aus der psychoanalytischen klinischen Erfahrung und erhält auf dieser Grundlage seine Plausibilität in einer hermeneutisch-empirischen Rekonstruktion. Gerade an einem solchen Problem wie der methodischen Blindheit des Begriffs des Vitalitätsaffekts läßt sich die Notwendigkeit einer wechselseitigen Ergänzung von Forschungsperspektiven, die auf verschiedene Paradigmen zurückgehen, erkennen, eine wechselseitige Ergänzung, für die Daniel Stern plädiert.

Auf eine die psychische Entwicklung im großen und ganzen verbürgende biologische Ausstattung (Genausstattung), autonome Ich-Kerne, Disposition zur Selbstempfindung etc. kann man nicht rechnen. Das Gelingen der körperlichen und psychischen Entwicklung des Kindes ist wesentlich das Resultat der Interaktionspraxis. Lorenzer beschreibt diese als einen Prozeß der »Einigung auf Interaktionsformen«, die sich

für eine Weile als ein Muster der Interaktionen bewähren, im Verlauf der weiteren Entwicklung zwischen Kind und Mutter problematisch werden, zu Konflikten und Dissensen führen, die Anlaß und Stoff zur Einigung auf neue (differenziertere) Interaktionsformen sind. Solche Interaktionsformen, die sich nach Lorenzer nach und nach zur psychischen Struktur eines Menschen verdichten und in die wir nunmehr die Gemeinschaftlichkeit herstellenden Affektabstimmungen zwischen Mutter und Kind, die nach Stern permanent ablaufen, als die Interaktionsformen mitbestimmenden Momente verstehen können, werden aber nicht nur zum Sediment individueller psychischer Strukturen von einzelnen Menschen; sie sind zugleich Bestimmungsmomente konkreter sozialer Beziehungen, der Mutter-Kind-Beziehung entwachsen, und strukturieren maßgeblich die Beziehungswelten der Erwachsenen. Interaktionsformen mit den in sie eingelassenen Affektabstimmungen sind damit zugleich Bausteine und Strukturen der erwachsenen Lebenswelt.

EIGENTUM UND TAUSCH IN DER KINDLICHEN BEZIEHUNGSWELT

Beziehungswelt konstituiert sich in Abstimmungsprozessen von Affekten zwischen Mutter und Kind, die auf die Herstellung von Gemeinsamkeit zielen. Erste Differenzierungen in dieser frühen Beziehungswelt stellen sich meist durch FehlAbstimmungen ein, analog der Nachahmungsvariationen als Vorphase der Affektabstimmungen. Drastische FehlAbstimmungen allerdings können eine Entfremdung der Gemeinsamkeit in der Mutter-Kind-Beziehung erzeugen, wie das Stern am Fallbeispiel eines »Raubes der Gefühle« gezeigt hat. Die etwas starre und normierte Vorstellung der Mutter, daß Puppen für Kinder zum Schmusen da seien, ließ die Lust (und Neugier) des Kindes, an den Schuhen der Puppe zu saugen und zu lutschen, nicht zu, negierte durch das Wegnehmen der Puppe den Affekt des Kindes,

statt sich durch Abstimmung auf diesen Affekt einzulassen und ihn anzuerkennen. Solcher »Raub der Gefühle« kann sich, zumal wenn er sich (in Variationen von FehlAbstimmungen) wiederholt, zu einer Beziehungsstörung auswachsen. Das ist um so wahrscheinlicher in einer sehr frühen Mutter-Kind-Beziehung.³

Im Heranwachsen der Kinder differenziert sich ihre Beziehungswelt. Laufen lernen, Sprechen lernen führt zu einem von der Mutter und anderen nahen Verwandten unabhängigeren Umgang mit den Dingen, die für die Kinder in ihrer Umgebung erreichbar sind. Das Spiel wird selbständiger, und die Sinne reagieren auf eine Vielfalt der Sinnesqualitäten der Dinge. Aber auch die der Sinneswahrnehmungen nicht unmittelbar gegebenen, den Dingen gesellschaftlich hinzugefügten Eigenschaften werden in der Beziehungswelt erlebbar und führen zu ihrer weiteren Differenzierung, möglicherweise auch zu gravierenden Störungen. Daß Dinge Eigentum, daß sie tauschbar sein können und gegen Geld zu haben sein können, dringt als soziale Tatsache in die Beziehungswelt ein. Eine solche Vergesellschaftung der Beziehungswelt wird zum alltäglichen Ereignis. Beschreiben wir diese Vergesellschaftung in sozialpsychologischer Perspektive.

Beim Einkauf im Supermarkt: Kinder wissen schnell, wo die Süßigkeiten, die Schokolade und das Spielzeug zu finden sind und machen sich sogleich auf den Weg und sammeln sie nach Belieben im großen Korb der Mutter ein, häufig zum sofortigen Verzehr. Bis sie wissen, daß diese Dinge etwas kosten und daß man sie aus diesem Grund an einem anderen Tag gar nicht erst bekommen kann, dauert seine hindernisreiche und schmerzhaft Lernzeit. Geld ist sozialisationstheoretisch ein wesentliches Regulationsmittel der Beziehungen der Menschen zu den Dingen und der Menschen untereinander. Es ist Medium ihres Realitätsprinzips. Über Geld wird die Befriedigung, der

Aufschub der Befriedigung und der Verzicht auf Befriedigung von Lust, Begierde, Wünschen und Bedürfnissen gesteuert. Dabei kommen zwei Momente ins Spiel: Zum einen hilft Geld die Grenzen des Besitzes an Gegenständen überwinden, zum anderen schreibt es diese Grenzen gerade fest. Geld ist so Voraussetzung und Resultat von Besitzverhältnissen in einem.

Die einschränkende und ausdehnende Macht des Geldes erfährt das Kind zunächst nicht unmittelbar, sondern in dem versagenden und gewährenden Verhalten seiner Mutter, seines Vaters, zuweilen auch seiner älteren Geschwister. Deren Machtpotentiale sind durch ihr Budget beschränkt, und sie können so nicht alles gewähren, auch wenn sie es wollten. Die Potenzen des Geldes, mit ihm Dinge erlangen zu können, die man nicht hat und umgekehrt, die weggegeben werden können, um Geld dafür zu bekommen, um wieder andere Dinge erlangen zu können, verstellen sich einem Kind zunächst in der Macht von Personen, in deren Großzügigkeit, Verstocktheit oder Geiz usw., ihm die Dinge zu geben, an die sein Herz sich gerade gehängt hat. So ist dem Kind zunächst undurchsichtig, nach welchen Regeln die Dinge von einer Hand in die andere wechseln, von einem zum anderen Besitzer wandern. Das Merkmal, daß Dinge Eigentum von jemandem sind, bleibt für das Kind willkürlich. Mal kann man sie ohne weiteres greifen, mal werden sie einem unaufgefordert gegeben, mal werden sie streng verweigert. Dinge haben neben ihren sinnlichen Merkmalen - sie lassen sich schmecken, riechen, betasten, sehen und hören; sie lassen sich auch greifen, aneignen, zerstören und konsumieren - für das Kind willkürliche unsichtbare Merkmale: Sie sind jemandes Besitz und sind in der Regel aus diesem nur mit der Hilfe des Geldes auszulösen. Der Sozialpsychologe Peter Brückner sprach von diesem Besitzmerkmal an den Dingen als von einem »mystischen Datum«. Es hat keine unmittelbare sinnliche Qualität; es ist unsichtbar,

gleichwohl scheint es das wichtigste Merkmal, denn alle halten sich daran. Dieses »mystische Datum« hat eine enorme sozialisatorische Wirkung. Es beeinflusst die Erkennbarkeit der Dinge. Brückner deckte dabei auch ein schichtspezifisches Moment auf. Er schrieb: »Das Arbeiterkind, das nach glänzenden Waren greift, und sogleich fragt 'was ist das?' erhält von der Mutter die Antwort: 'Das ist nichts'; mit dem Zusatz: 'Das ist nichts für dich'« (1972, 108).

Das Besitzmerkmal konstituiert so eine Erkenntnisgrenze für das Kind. Es vermag nicht vorzudringen zu dem, was da glänzt und schimmert. Die Antwort macht die Frage unsinnig; denn nach »Nichts« kann man nicht fragen. Und die Ergänzung der Antwort: »Nichts für dich« verbietet die Frage; sie macht das »Nichts« zu einem Etwas, nach dem man nicht fragen darf, dessen sinnliche Qualitäten das Kind nicht weiter erkunden soll. So werden Besitzgrenzen zu Erkenntnisgrenzen und Lerngrenzen. Die Neugier an Dingen wird gebrochen. Anders bei Mittelstandskindern: Sie lernen, daß man etwas, was man nicht hat und was schwierig zu erhalten ist, doch noch bekommen kann, sei es durch Wohlverhalten oder durch besondere Leistungen: Sie können sich die ihnen vorläufig vorenthaltenen Dinge verdienen. Für sie sind Besitzgrenzen verschiebbar; sie lernen sie zu verschieben und werden von den Erwachsenen dazu motiviert.

Besitzverhältnisse und das in sie vermittelte Medium Geld greifen so in den Aufbau der kindlichen Beziehungswelt ein. Sie schaffen dort Ordnung, eine abstrakte Ordnung, die sich Schritt für Schritt im Verlauf der kindlichen Sozialisation gegenüber der »natürlichen Erfahrung« der Kinder, ihrem »natürlichen« Umgang mit den Dingen und Menschen durchsetzt. Von »natürlicher Erfahrung« und »natürlichem Umgang mit Menschen und Dingen« ist dann zu spre-

chen, wenn diese sich aus ihren sinnlich un-mittelbaren Qualitäten ergeben und das »mystische Datum«, das Merkmal der Besitzbarkeit und Tauschbarkeit noch keine Bedeutung hat.

Die Sozialisation des Kindes, seine psychische Entwicklung sind dann zu einem gewissen Schlußpunkt gelangt, wenn sich das Tauschprinzip, dem das Geld eine spezifische Form gibt, zum wesentlichen Bestandteil der sozialen Organisation der kindlichen Erfahrung, d.h. zur »zweiten Natur« geworden ist. Das »Realitätsprinzip« ist konstituiert. Die Kinder haben gelernt, routinemäßig in der ökonomischen Welt der Erwachsenen zurechtzukommen. Sie ist ihnen gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, zur »zweiten Natur« geworden.

Der Aufbau der kindlichen Erfahrung zum Realitätsprinzip der Erwachsenen ist keine kontinuierliche Entwicklung. Diese ist vielmehr gebrochen, sie verläuft in schmerzhaften Brüchen der Beziehungswelt. Die Aneignung der Geldökonomie ist zugleich ein »Prozeß der Enteignung«, wir können auch sagen: eine Entwirklichung der an den Bedürfnissen des Kindes und den sinnlichen Qualitäten der Gegenstände gebundenen Erfahrung. Der Sozialpsychologe Ali Wacker beschreibt das auf die folgende Weise:

»Die Orientierung an Gebrauchswerten und Bedürfnissen muß ersetzt werden durch die normativen Orientierungen im Rahmen der objektiven Bestimmtheit der Gegenstandswelt als Warenwelt, um das Kind gesellschaftlich 'lebensfähig' zu machen« (1976, 191).

Die Eltern haben die von ihnen meist unverstandene Aufgabe, das Diktat der Wertgesetzmäßigkeiten im Bewußtsein ihrer Kinder durchzusetzen. Die Teilung der Welt der Dinge in deine und meine, in nicht-meine und meine ist dazu der Ausgangspunkt. Schmerzhaft ist das Erlebnis für das Kind,

wenn es nach einem Spielzeug greift, dies aber von den Eltern mit der strengen Mahnung, daß es ihm nicht gehöre, vorenthalten wird. Ebenso schmerzhaft ist es, wenn das Kind je nach gutem oder schlechtem Betragen ein Ding zum Spiel haben darf oder nicht. Kontrolle mischt sich in seine Beziehungen zur Objektwelt. Brechungen treten zwischen das Kind und die Dinge. Seine Neugier mag gegängelt werden oder ganz versiegen. Um so glückbringender dann, wenn ihm ein Ding, eine Puppe, ganz alleine gehört und verbürgt ist, daß niemand sie ihm wegnehmen kann. Und wie glückverheißend ist es, wenn ein heißgewünschter Gegenstand als ein Geschenk angekündigt wird. Welches Kind wollte sich da nicht gut betragen? Doch Kontrolle muß man nicht nur erdulden, man kann sie auch ausüben, indem man sein Spielzeug nur unter gewissen Auflagen überläßt.

Peter Brückner charakterisierte solche Dialektik des Eigentums auf die folgende Weise: »Kinder lernen bewußtseinsnah, wie sehr der unbeschränkte Umgang mit Objekten, der so viele Verhaltensweisen, Fähigkeiten und Emotionen anregt und fördert, der sie beglückt -, davon abhängt, daß man diese Objekte als Eigentum besitzt: Erst meine Puppe ist wirklich glückgewährend. Mit dieser schönen Eigenschaft des Possesiverhältnisses tritt zugleich das Leid in das kindliche Leben: Die Eltern können es nur mit jener Puppe kontrollieren, die wirklich die seine ist (...), andere Kinder drohen sie ihm wegzunehmen; die Puppe zwingt zu Mißtrauen, Wachsamkeit; Eigentumsverhältnisse zerstören Solidarität; andererseits entdeckt das Kind, daß es versuchsweise selbst Kontrollfunktionen über andere ausüben kann« (1972, 110).

Solche Erlebnisse und Erfahrungen wiederholen sich, wenn es um den Besitz von Geld, von Taschengeld geht. Auch hier liegen wiederum Glück und Leid eng beieinander. Die Erfahrung, von den Eltern kontrol-

liert zu werden, mag von den meisten Kindern noch intensiver gemacht werden; nicht für alles und jedes, sondern nur für Bestimmtes, von den Erwachsenen auch Befürwortetes darf man sein Geld ausgeben. Ansonsten folgt Mißbilligung, Tadel oder gar schwerere Strafe. Andererseits kann man sein Geld auch verleihen und damit etwa die Spielgefährten kontrollieren, in Verlegenheit bringen. Geschwisterbeziehungen und Kinderfreundschaften werden auf solche Weise beeinflusst, gestört, vielleicht sogar zerstört. Konkurrenz, Rivalität und Neid finden hier ihr Entwicklungsfeld. Es bildet sich zwischenmenschliche Feindseligkeit aus; die Kinder lernen Objekte, ihre Mitgespielen und Erwachsene instrumentell, nach Vor- und Nachteils kalkulationen, zu behandeln. Mit den Eigentums- und Gewaltverhältnissen⁴ dringt das Realitätsprinzip der Erwachsenen in die kindliche Beziehungswelt. Sie wird so Schritt für Schritt vergesellschaftet.

Während Eigentum und Geld ökonomische Strukturmomente in die Beziehungswelt der Kinder hineinvermitteln und die Formen der Bindung, Trennung und Differenzierung - Gemeinsamkeit, Eigenständigkeit und Abhängigkeit zwischen Kind und Mutter (Vater, Eltern, Geschwister etc.) - beeinflussen, gibt es auch im engeren Sinne soziologische Kategorien, mit denen nachhaltige alltägliche Beziehungsmuster beschrieben werden können.

Vor gar nicht so langer Zeit waren die kindlichen Lebens- und Spielräume viel einheitlicher, gewissermaßen naturwüchsig zusammenhängend; sie waren »funktionsdiffus«. Für Kinder war auch die Straße zum Ballspielen da; Freunde hatten sie meist in der Nachbarschaft, die sie zu Fuß oder mit dem Fahrrad besuchen konnten, um vielfältigen Spielen in nahen Parks, Waldstücken oder an Flüssen nachzugehen. Dazu bedurfte es keiner besonderen Pläne, komplizierten Verabredungen, Aushandlungen und Ent-

scheidungsprozeduren. Relativ spontan, nach Lust und Laune konnten Kinder zusammenkommen und auseinandergehen, zusammen spielen, rennen, streiten und kämpfen.

Solche naturwüchsigen Konstitutionen und Auflösungen von kindlichen Beziehungswelten als Erweiterungen der familialen sind heute immer weniger möglich. Die Herstellung von Gemeinsamkeiten und Trennungen sind den unmittelbaren Wünschen, Bedürfnissen und Neigungen, Stimmungs- und Gefühlsaufwallungen und -anwendungen mehr und mehr entzogen. Es bedarf der Planung, der Strategien, des Telefons und des Terminkalenders. Es bedarf des Aushandelns, des »do ut des«, der Verabredung mit den Eltern, damit sie einen dort mit dem Auto hinbringen, wo man hin möchte. Das geht nur über eine zeitliche Verschiebung der Wünsche. Deren unmittelbare Befriedigungen werden immer seltener möglich. So wird der Druck auf die Kognition stärker: Denken, Antizipieren, Planen, Abwägen, Entscheiden gewinnen an Wichtigkeit gegenüber dem emotionalen Druck. Affektabstimmungen, die familiäre Beziehungen zu einer kindlichen Affektkultur entwickeln, scheinen gegenüber kalkulierender Abstimmung weniger relevant. An die Stelle funktionsdiffuser Lebensräume treten klar definierte Funktionsräume, in denen sich die kindlichen Lebenszusammenhänge notwendig »verinseln«. Zum Ballspielen ist der Sportplatz da, und der liegt häufig weit entfernt.

»Im verinselten Lebensraum ist zeitlich spontanes Handeln erschwert, wenn erst der entsprechende Spezialraum aufgesucht werden muß«, so faßt es die Soziologin Helga Zeiher zusammen, »muß nicht selten vorab geplant sein. Zu den Handlungsbestimmungen, die spezialisierte Orte vorgeben, gehören in vielen Fällen auch Zeitregelungen wie Öffnungszeiten, Veranstaltungstermine und Stundenpläne. Solche

Zeitregelungen werden in den persönlichen Tagesläufen berücksichtigt. Sollen mehrere zeitgebundene Orte nacheinander aufgesucht werden und sind die Entfernungen dazwischen weit, so sind weiterhin Wegzeiten und Termine zu berücksichtigen. Hinzu kommen Abstimmungen zwischen den Zeitplänen mehrerer Personen. Auch Spielgefährten sind tagsüber nicht jederzeit anzutreffen, weder in der Nähe draußen noch in ihren Wohnungen. Denn wie die Kinder individuelle Lebensräume mit je anderen Inseln haben, so haben sie auch je andere individuelle Terminkalender. Ausweitung und Verinselung der individuellen Lebensräume ziehen so eine wachsende Komplexität des Netzwerkes von Terminen nach sich, das die Bewegungen der Menschen zwischen den ausgegrenzten Spielorten koordiniert und das für jeden einzelnen den Zusammenhang seiner verstreuten Orte im Tagesablauf herstellt. Der Ausgrenzung von Räumen entspricht die Ausgrenzung von Zeitstücken aus der Lebenszeit« (1994, 364).

Zerfällt der alltägliche Lebens- und Spielraum in solche sich ausgrenzende Funktionsbereiche von Raum und Zeit, was wird dann aus den auf Affektabstimmungen aufbauenden Beziehungswelten? Was wird aus den in den Affekten sich artikulierenden Körperbedürfnissen, wenn sie zunächst einmal auf Beschränkungen und Grenzen stoßen, von einem Ort zum nächsten, von einem Zeitpunkt auf einen folgenden verschoben werden? Im komplexen Netzwerk der Termine scheint sich die naturwüchsige Beziehungswelt zu verflüchtigen. Sie wird selbst zu einer geplanten Veranstaltung schon in der Mutter-Kind-Beziehung, eine affektive Gemeinsamkeit mit eingeplanter Abbruch, ein gemeinsames Wohlbehagen auf Widerruf. Sich darauf ganz einlassen zu können wird zum gewagten Kunststück, Vorbehaltlosigkeit der Beziehung hat schon zwischen Mutter und Kind geringere Chancen. Mit und über die Mutter wird Distanz

zum Kind eingeführt, ohne daß es zuvor viel Nähe verspüren konnte, jene emotionale Dichte, die sich in der Affektabstimmung herstellt. In ein Nebeneinander entfernter Funktionsräume und -zeiten zerfallenen Alltag finden sich affektive gemeinsamkeitstiftende Beziehungswelten nurmehr in (geheimnisvollen) Nischen, Verstecken und Verließen, nach denen sich die Sehnsucht auf die Suche macht. Im Kunstwerk noch läßt sich davon etwas spüren. Literarische und poetische Texte, Malerei, Bildhauerkunst und Musik leben von der in der Komposition »repräsentativer Symbole« zum Ausdruck gelangenden amodalen Affektabstimmungen. Diese schließen Leser, Betrachter und Zuhörer mit ein.

Anmerkungen

1 Es ist nicht schwer festzustellen, daß es mir bei der Auswahl der literarischen Textpassagen um Beispiele inniger Gemeinsamkeitsbeziehungen als grundlegende Kindheitsmuster in der Beziehungswelt ging. Ich sehe in diesem aus der Kindheit stammenden Beziehungsmuster den entwicklungspsychologischen Ursprung von möglichen solidarischen Beziehungen, von Solidarität, einem durch häufigen politischen Mißbrauch zur bloßen Formel entleerten, tönern klingenden Begriff. Es kommt hinzu, daß der gegenwärtige Vergesellschaftungsprozeß soziologisch zunehmend als einer der Individualisierung diagnostiziert wird, die bei genauerem Hinsehen nicht etwa als eine Entfaltung individueller Kräfte, das seine Fähigkeiten und sein Recht suchende Individuum verstanden wird, sondern vielmehr das gegenüber anderen isolierte, sich abgrenzende und durchsetzende, schlagkräftige Individuum. Für die Kindheitsmuster des wieder in Mode gekommenen marktschreierischen »gesunden Egoismus«, psychologische Flausen des sich in allen politischen Parteien in Szene setzenden Neoliberalismus (Giddens, 1997), können in der gleichen für diesen Essay ausgewählten Literatur Textbeispiele gefunden werden. Ich gestehe gern ein, daß mir persönlich gegenwärtig die Suche nach der entwicklungspsychologischen Quelle solidarischer Beziehungen näher liegt.

2 Daniel Stern ist der Auffassung von Thomas Kuhn (1967, 68), daß die Wissenschaft durch Paradigmenwechsel fortschreitet und daß der beobachtete Säugling einem anderen Paradigma zugehört als der klinisch rekonstruierte. Paradigmen sind nach Stern letztlich Glaubenssysteme. Diese beeinflussen sich wechselseitig durch die Konfrontation von Beobachtungsstudien und klinischen Studien und jeweils durch ihre Beiträge zum wachsenden Verständnis der frühen Kindheit.

Dieser Prozeß der kritischen Auseinandersetzung entscheide dann, was haltbar und akzeptabel für den »gesunden Menschenverstand« werde. Stern weist dem »wissenschaftlichen Zeitgeist« eine »Überzeugungs- und Legitimationskraft« zu, die letztlich darüber entscheide, welche Auffassungen vertretbar sind und welche nicht. »Und heute begünstigt der Zeitgeist die Beobachtungsmethoden. Die vorherrschenden Ansichten über den Säugling haben sich in den letzten Jahren dramatisch verändert, und sie werden Veränderungen erfahren. Irgendwann wird es Unbehagen und Zweifel wecken, wenn die psychoanalytische Sicht der frühen Kindheit von den Beobachtungsmethoden allzuweit abweicht und zu ihnen in Widerspruch gerät« (1992, 33).

Mich überzeugt dieses Argument nicht. Der Zeitgeist kann sich auch wieder ändern, und man tut gut daran, seine Kriterien der Erkenntnisfindung von ihm nicht abhängig zu machen. Rorty hat gezeigt, auf welchen tönernen Füßen das Paradigma der Beobachtungsverfahren erkenntnistheoretisch steht. Das Paradigma der hermeneutischen Verfahren, an das ich die Psychoanalyse gebunden sehe, als ein Verfahren »des Studiums des Unvertrauten«, wie vertraut es einem zunächst auch erscheinen mag, ist keineswegs obsolet und hat unabhängig von seiner wissenschaftlichen Plausibilität vielfältige Verankerungen im »gesunden Menschenverstand«, wenn man sich denn pragmatisch auf ihn berufen zu müssen glaubt. Der »gesunde Menschenverstand« erscheint via allerdings eher selbst ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung als ein Orientierungs- und Entscheidungskriterium für wissenschaftliche Erkenntnisse. Als

Wissenschaftler sollte man sich davor hüten, ein opportunistisches Verhältnis mit dem Zeitgeist zu pflegen.

Psychoanalyse sollte sich daher ihrer hermeneutischen Tradition versichern, als ein »kritisch-hermeneutisches, praktisch-änderndes Verfahren«, als das es Alfred Lorenzer beschrieben hat (1974, 85). Ein Verständnis der Psychoanalyse als nomologische Erfahrungswissenschaft führt zu systematischen Verwechslungen. An die Stelle von Verstehen von Symptomen setzt sich deren Benennen: Verstehen reduziert sich auf ein bloßes Zuordnen - subkutan vollzogenes - und Ordnen unter pragmatische Schemata (Th. Leithäuser, K. Schütt 1990, 57). Als eine Verbeugung vor dem Zeitgeist läßt sich sicher auch die Vernachlässigung der von Freud doch so vehement eingeforderten psychoanalytischen kulturkritischen Arbeiten und der Rückzug auf die klinische Arbeit verstehen. Psychoanalytiker wie Bernfeld, Fenichel, Mitscherlich, Parin, Morgenthaler, Lorenzer und Soziologen wie Helmut Dahmer, der das Verhältnis von Psychoanalyse und Gesellschaft sehr systematisch aufgearbeitet hat, werden gegenwärtig vergleichsweise wenig gelesen und diskutiert. Je stärker der gesellschaftliche Problemdruck wächst, um so weniger möchte man sich offenbar mit kulturkritischen, gar gesellschaftskritischen Arbeiten exponieren. Eine rühmliche Ausnahme machen immer wieder Arbeiten, die in der seinerzeit von Alexander Mitscherlich gegründeten Zeitschrift »Die Psyche« veröffentlicht werden.

3 Stern entwickelt ein paradigmatisches Konzept der Selbstempfindung, dem er die Affektabstimmung integriert. Ich lasse es an dieser Stelle dahingestellt, ob das Konstrukt einer in den ersten Lebensmonaten des Säuglings auftauchenden Selbstempfindung plausibel ist. Mir scheint die Verwendung des Begriffs der Selbstempfindung auf diese frühen Lebensphasen bezogen eher einen metaphorischen Charakter zu haben. Dies ist dann problematisch, wenn dieser Begriff in einer Ideologie vom »kompetenten Säugling« verwendet wird (Dornes 1995). Sterns Versuch, dieses Konzept gegen Mahlers Symbiose-Konzept ins Feld zu führen, scheint mir ebenfalls wenig plausibel. Hierbei spielen die von ihm

selbst angesprochenen Glaubensaspekte des jeweiligen Paradigmas eine Rolle.

4 Ein gelingendes Ausbalancieren von Affektstimmungen und psychisch integrierbaren (verarbeitbaren) Fehlaffektstimmungen führt beim Kind zum Erlebnis der Mutter als sinnlich präsent verlässlich (wie es z.B. Walter Benjamin in der zitierten Textpassage beschrieben hat), ein Erlebnis, das es extreme Gefahren- und Notsituationen leichter ertragen und überstehen lässt. Der Soziologe Oskar Negt belegt an einzelnen Fallbeispielen, daß ein unmittelbares präsent, sicheres und beruhigendes, ununterbrochen Vertrauen stiftendes Verhalten von Müttern oder anderen Bezugspersonen eine für alle Beteiligten (Kinder und Erwachsene) in einer Krisensituation »entwirrbare Atmosphäre« schafft. Negt stützt sich auf Anna Freuds Untersuchungen von Kindern, die dem deutschen Bombardement auf London ausgesetzt waren: »Anna Freud hat in ihren Untersuchungen über Kriegskinder und Heimkinder dieses Moment von sinnlich präsenter Verlässlichkeit als das Entscheidende angegeben, was selbst in extremen Notlagen verhindert, daß Kinder unter traumatischen Folgeerscheinungen zu leiden haben. Dabei geht es nicht nur um Eltern oder nahe Verwandte, sondern grundsätzlich um verlässliche Bezugspersonen, die für die Kinder zunächst durchaus Fremde sein können.« Negt zitiert Anna Freud: »Der Krieg bedeutet der Mehrzahl der Kinder wenig, solange er nur ihre körperliche Sicherheit bedroht, ihre Lebensbedingungen verschlechtert und ihre Rationen kürzt: Er gewinnt erst entscheidende Bedeutung, wenn er den Familienverband auflöst und damit die ersten Gefühlsbindungen der Kinder an ihre nächsten Angehörigen erschüttert. Viele Kinder haben aus diesem Grund die Aufregungen des Londoner Bombardements besser vertragen als die zu ihrem Schutz vorgenommene Evakuierung aus der Gefahrenzone' (1941/1942, 1982, 29). So ist es nicht erstaunlich, daß Kinder in Notlagen auch die Angstreaktionen ihrer Eltern teilen, insbesondere die der Mütter.'... wenn die Mutter sich fürchtet, zittert das Kleinkind vor Angst; wenn die Mutter ruhig ist, beruhigt sich das Kleinkind automatisch an ihrer Ruhe. Diese in ihren Einzelheiten und Konsequenzen noch

nicht genügend studierte Gefühlsverbindung zwischen Mutter und Kind erklärt die verhältnismäßig geringe Angst der Londoner Kriegskinder aus der ruhigen gefaßten Verhaltensweise der Eltern' (1982 a.a.O.). Anna Freud zeigt aber auch, daß die durch Angst erregten Kinder, wenn sie von ihren ängstlichen Müttern entfernt und anderen Bezugspersonen übergeben werden, ihre Ängste verlieren« (Negt 1997, 80, 81). Mit Sterns Konzept der Affektstimmung zwischen Mutter (Bezugsperson) und Kind läßt sich diese Beruhigung und Sicherheit (bzw. Ängste) stiftende Gefühlsverbindung heute besser verstehen.

5 Bindung, Trennung und Differenzierung stellen sich in der kindlichen Beziehungswelt zunächst durch Prozesse der Affektstimmungen und Fehlaffektstimmungen her. In der sich mehr und mehr zur Lebenswelt der Erwachsenen entwickelnden Beziehungswelt tritt die bindende und trennende Kraft der Affekte gegenüber der gesellschaftlichen Kraft (Bindung, Trennung, Differenzierung) ökonomischer Kategorien, in Sonderheit die des Geldes zurück. Vor Georg Simmel in seiner »Philosophie des Geldes« (1900) hat dies keiner eindrucksvoller und plastischer formuliert als der junge Marx in »Nationalökonomie und Philosophie« (1844). Darin charakterisiert er die anthropologische Seite des Geldes: »Wenn das Geld das Band ist, das mich an das menschliche Leben, das mir die Gesellschaft, das mich mit der Natur und den Menschen verbindet, ist das Geld nicht das Band aller Bande! Kann es nicht alle Bande lösen und binden! Ist es darum nicht auch das allgemeine Scheidungsmittel! Es ist die wahre Scheidemünze, wie das wahre Bindungsmittel, die galvanochemische Kraft der Gesellschaft« (Negt, 1996, 559).

»Da das Geld, als der existierende und sich betätigende Begriff des Wertes, alle Dinge verwechselt, vertauscht, so ist es die allgemeine Verwechslung und Vertauschung aller Dinge, also die verkehrte Welt, die Verwechslung und Vertauschung aller natürlichen und menschlichen Qualitäten« (Negt, 1996, 561).

»Als diese verkehrende Macht erscheint es dann auch gegen das Individuum und gegen die gesellschaftlichen etc. Bande, die für sich 'Wesen' zu sein behaupten. Es verwandelt die Treue in

Untreue, die Liebe in Haß, den Haß in Liebe, die Tugend in Laster, die Laster in Tugend, den Knecht in den Herrn, den Herrn in den Knecht, den Blödsinn in Verstand, den Verstand in Blödsinn« (Negt, 1996, 561).

Man sieht, das Geld übernimmt die gemeinschaftstiftende Aufgabe der amodalen Qualitäten der Vitalitätsaffekte und macht die diskreten Affekte: Treue, Untreue, Liebe, Haß etc. zu seinen Spielbällen.

Literatur

BENJAMIN, WALTER (1950, 1980): Berliner Kindheit um 1900. Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Band IV.1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
BRÜCKNER, PETER (1972): Zur Sozialpsychologie des Kapitalismus. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt
DORNES, MARTIN (1995): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a.M.: Fischer
FREUD, ANNA, BURLINGHAM, DOROTHY, U.A. (1941/42, 1982): Heimatlose Kinder. Zur Anwendung psychoanalytischen Wissens auf die Kindererziehung. Frankfurt a.M.: Fischer
GEERTZ, CLIFFORD (1987): Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
GIDDENS, ANTHONY (1997): Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
HEINRICH, KLAUS (1964): Versuch über die Schwierigkeit Nein zu sagen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
HORKHEIMER, MAX & ADORNO, THEODOR W. (1944, 1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.: Fischer
JAHODA, MARIE (1977, 1985): Freud und das Dilemma der Psychologie. Frankfurt a.M.: Fischer
KUHN, THOMAS (1962, 1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolution. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
LANGER, SUSANNE, K. (1942, 1965): Philosophie auf neuem Wege. Das Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt a.M.: Fischer
LEITHÄUSER, THOMAS (1976): Formen des Alltagsbewußtseins. Frankfurt a.M., New York: Campus

LEITHÄUSER, THOMAS & SCHÜTT, KLAUS (1990): Homo faber als Patient? Eine Studie zur Sozialpsychologie des technischen Denkens. In: Leithäuser, Thomas u.a. (1990): Lust und Unbehagen an der Technik. Frankfurt a.M.: Nexus
LORENZER, ALFRED (1972): Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
LORENZER, ALFRED (1974): Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Versuch. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
NEG, OSKAR (1996): Marx, ausgewählt und vorgestellt. München: Diederichs
NEG, OSKAR (1997): Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche. Göttingen: Steidl
PIAGET, JEAN (1926, 1980): Das Weltbild des Kindes. Frankfurt, Berlin, Wien: Klett-Cotta im Ullstein-Taschenbuch
PROUST, MARCEL (1913, 1964): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, in Swans Welt I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
RICOEUR, PAUL (1965, 1969): Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
RORTY, RICHARD (1979, 1987): Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
SIMMEL, GEORG (1900, 1958): Philosophie des Geldes. Berlin: Duncker und Humblot
STERN, DANIEL (1985, 1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta
WACKER, ALI (1976): Überlegungen zur Relevanz von Eigentumsordnung und Geldbeziehungen für die kindliche Erfahrungsaneignung. In: ders. (Hrsg.): Die Entwicklung des Gesellschaftsverständnisses bei Kindern. Frankfurt a.M., New York: Campus
WINNICOTT, DAVID W. (1971, 1973): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett
WOLF, CHRISTA (1976, 1979): Kindheitsmuster. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand
ZEIHER, HELGA (1994): Kindheitsräume. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit. In: Beck, Ulrich, Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp